

Ein-Blick auf ein Bild

Die nördlichste Stadt Italiens – Regensburg. Das Venedig des Nordens – St. Petersburg. Wo ist denn nun die italienische Grenze? Oder kommt es vielleicht auf die Perspektive und die Sicht des Betrachters an? So kann man dann folglich in der Fremde das Eigene finden und im Eigenen das Fremde. Alles nur eine Frage der Sichtweise?!

Regensburg als die nördlichste Stadt Italiens zu betrachten, ist wohl auf die geschichtlichen Zusammenhänge und den Ausspruch Goethes über die Stadt an der Donau auf seiner Italienreise zurückzuführen. St. Petersburg als Venedig des Nordens zu bezeichnen, könnte sich aus der Struktur der Stadt und den europäischen Einflüssen, unter denen sie von Peter dem Großen erbaut worden ist, ergeben. Also eigentlich sehr logische Sichtweisen. Zumindest kann man beides nachvollziehen, wobei sich dennoch die Frage nicht löst, welche Stadt mehr Anspruch darauf hat als die italienischste betitelt zu werden. Kommt es darauf überhaupt an?

Die Identitätsfrage in der heutigen Welt ist aber von großer Bedeutung. Denn man ist immer versucht, Sachen und Menschen in Schubladen zu stecken, um diese besser begreifen zu können und sich so ihrer zu bemächtigen. Und wer könnte davon mehr ein Lied singen als jemand, der zerrissen ist zwischen zwei Traditionen, zwischen zwei Kulturen, zwei Ländern. Als eine Russin in Deutschland und eine Deutsche in Russland war ich schon seit meiner frühesten Kindheit mit der Dichotomie konfrontiert, welche einem Kleinkind nicht gerade hilfreich bei der Identitätsfindung ist. Und auch der Umzug nach Deutschland, dem Land meiner Vorfahren mütterlicherseits, erwies sich in der Pubertät eher problemfördernd als identitätsstiftend. Aufgewachsen in einem Haushalt, in dem die einen Großeltern sich auf Deutsch unterhielten und die anderen auf Russisch, war ich schon immer zwischen zwei Polen hin und her gerissen. In Deutschland wurde ich dann zunächst sehr schnell sehr deutsch. Ich habe die Sprache des Landes sehr schnell übernommen – ein Kind lernt nun mal leichter als ein Erwachsener – und mich fortan nur in dieser artikuliert. Ich habe mich in die deutsche Gesellschaft eingeführt, trotz der in diesem Land herrschenden Probleme bei der Assimilierung der Ausländer. Ich sprach deutsch, hatte deutsche Freunde, las deutsche Bücher, ging vollkommen darin auf eine Eigene in der Fremde zu sein. Doch dann kam das Erwachen, das Zurückfinden zu den eigenen Wurzeln, das hauptsächlich durch die Literatur geschah und schließlich darin mündete, dass ich mein Colloquium im Fach Russisch ablegte und das Studium dieser Philologie aufnahm. So kam wieder die Frage auf, was bin ich denn nun? Durch meine ostwärts gerichtete Orientierung im Studium wurde ich wieder in diesen Zwiespalt geworfen, dem ich einige Jahre zuvor erfolgreich entronnen war. Heute habe ich

mich als zwischen den Kulturen und Sprachen Stehende mit der Dichotomie abgefunden. Denn es ist ein Geschenk, das nicht vielen gegeben wird. In zwei Welten aufzuwachsen, dem Osten und dem Westen, während und nach dem Kalten Krieg. Zwei Sprachen zu beherrschen, obwohl dies sicherlich nicht ganz so unproblematisch ist wie es klingt, aber jede Sprache ist meine und ich kann mich nach einer gewissen Abstinenz immer wieder einfinden und sie beherrschen – das Privileg zweier Muttersprachen. Zwei Kulturen zu kennen und zu verstehen, obwohl die lange Abwesenheit im russischsprachigen Raum, sicherlich zu einer Entfremdung beiträgt, aber nach längeren Aufenthalten fühle ich mich in meiner alten Heimat wieder wohl.

Die Dichotomie ist ein Geschenk, jedoch eines, das Tücken in sich birgt. Doch die Schwierigkeiten, obwohl anfangs sicherlich in meiner Identitätssuche liegend, haben sich mittlerweile verselbständigt, und es sind die anderen Menschen, die sie haben. Denn Menschen sind immer versucht andere Menschen zu kategorisieren, um sie so in Schulblenden stecken zu können. Wenn jene dann aufgemacht werden, das heißt die Menschen aufeinander treffen, haben sie sofort die Möglichkeit sich ein entsprechendes Verhalten zuzulegen, das durch das Bild in jener Schublade determiniert ist. So verhalten sich Menschen, zumindest sehr viele, und dieses Schubladendenken bereitet im Falle meiner „doppelten“ Identität Schwierigkeiten, aber ich möchte hier nicht verallgemeinern. So versucht auch Gogol¹ dieses zu vermeiden, weil sich darauf immer mindestens Einer meldet und das Gegenteil behauptet. Vordergründig, weil ich selbst auch nicht in summa gesehen werden will; als ein vom Westen erzogenes Individuum, möchte ich nicht über einen Kamm mit allen anderen hier lebenden, aber nicht hier geborenen Menschen gezogen werden. Ein eindeutiges und genau definiertes Kollektiv der Russland-Deutschen oder Deutschen aus Russland hat sich in diesem Lande noch nicht herauskristallisiert, obwohl es in einigen Städten vorhanden ist. Aber auch denen fühle ich mich nicht wirklich zugehörig, weil sie zu viel Wert auf ihre Wurzeln legen und so die Gegenwart zu einem gewissen Grade ignorieren. Bin ich dann sogar im Zwiespalt zweigeteilt? Es ist für mich nicht mehr wichtig. Eher für die anderen, aber nicht für mich, obwohl der Blick der anderen noch immer meine Hölle ist, wie es Sartre ausdrückte. Aber ich versuche das Gegenteil davon zu glauben, das Lacan in seiner Abhandlung über das Bild feststellte, nämlich selbst zu sehen und damit meine Welt zu setzen. Also nicht vom Blick und der Beurteilung der anderen abhängig zu sein, obwohl es wie gesagt immer wieder meine Hölle ist, dieser Blick.

¹ Gogol', Nikolaj V.: *Petersburger Skizzen 1836*. In: Ders. *Sämtliche Werke in 8 Bänden*. Bd. 6: *Arabesken, Prosaschriften, Rom*. Hrsg. von Otto Buek. München. 1912. S. 427-451.

Russland ist meine Mutter, aus deren Schoss ich komme. Deutschland der Onkel, der mich nach dem Zusammenbruch der Sowjetunion in seine Obhut nahm. Die Welt mein Vater, der für mich in seinem Haus immer einen Platz hat. Mein Entwurf eines Bildes, das nach dem Beispiel von Gogol gedacht ist. Jener wirft ein Bild von Russland auf, in dem Moskau ein Mütterchen und Hausfrauchen darstellt, weil das Land Moskau braucht und diese Stadt die Beheimatung Russlands repräsentiert. So brauche ich das Bild von Russland, das meine Heimat repräsentiert und mich mit Pirogen und süßem Schwarztee umarmt. Mein Deutschlandbild entspricht einem weltgewandten hochgewachsenen Onkel, der mir den Zugang zu einer anderen Zukunft bietet, vergleichbar mit dem jungen Sohn, St. Petersburg bei Gogol. Denkt man diese Idee der Familie zu Ende, müsste Russland den Vater bei Gogol darstellen, denn unter seinem Dach befinden sich beide, Mutter und Sohn, Moskau und St. Petersburg. Man kann das Bild sogar noch weiterspinnen, denn einen Großvater gibt es auch: das im Westen so berühmt gewordene Väterchen Frost, an dem viele Eroberer, die nach dem Land trachteten, scheiterten – obwohl es eigentlich nur der Weihnachtsmann ist. Ähnlich Gogols Bild von Moskau, lässt mich mein Russlandbild in die Breite gehen und das von Deutschland, beim russischen (oder ukrainischen?) Schriftsteller entsprechend das der Stadt Peters des Großen, in die Höhe. Obwohl auch das schon problematisch ist, weil mich Deutschland mit seinem dunklen Bier und dem Schweinebraten eher breiter macht und Russland mit der Literatur eines Puschkins oder Dostojewskis in die Höhe schießen lässt. Wie soll man denn auch Herz und Verstand in einem Sein trennen? Kommen diese denn nicht genau in einem Seienden zusammen und machen es erst zu einem Sein? So besitzt mein Bild auch diese Dichotomie, die erst durch unterschiedliche Blickwinkel sichtbar wird und sogar mehr Möglichkeiten bietet als die Betrachtung von 3-D-Bildern. Denn mein Bild ist lebendig und wandelt sich ständig, weil ich keine Leinwand bin, auf der nur ein Werk gemalt werden kann. Eher ist meine Leinwand eine, die meine Erfahrungen und mein Wissen, die im Laufe des Lebens zunehmen sowie auch abnehmen können, widerspiegelt und abzeichnet – nur der Wandel ist sicher. So wie der Wandel von Tag und Nacht, der Gezeiten und der Welt sicher ist.

So suche ich ständig im Fremden das Eigene und im Eigenen das Fremde. Erst beides zusammen ergibt eine Einheit. Das Eine gibt es nicht ohne das Andere. Und weil ich nun mal in Regensburg wohne und weder in Venedig noch in St. Petersburg war, schaffe ich hier mein eigenes Italien, mein eigenes Deutschland und mein eigenes Russland. Wenn ich möchte, kann ich durch Regensburg laufen und nur der italienischen Sprache lauschen und mich in zahlreichen Pizzerias und Eiscafés ins Land Dantes versetzt fühlen. Aber wenn ich in ein

traditionelles Wirtshaus einkehre, bin ich sofort wieder in Bayern, in Deutschland. Nach Russland kann ich mich auf zahlreiche Weisen versetzen, indem ich entweder der Vorlesung von meinem Professor der slawischen Literaturwissenschaft zuhöre, den Gesprächen beim Busfahren oder meiner Mutter am Telefon. Alles und nichts ist überall verborgen, der Blick (oder das Ohr) entscheidet.

Regensburg, den 11.12.2006

Helene-Olesja Betuch